



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kern, Fritz: Zusammenbruch und Wiederaufstieg vor hundert Jahren : eine Bonner Rede : (Fortsetzung.) II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Die Grenzboten

## Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 3. Juni 1922

Nummer 21

---

---

### Zusammenbruch und Wiederaufstieg vor hundert Jahren.

Eine Bonner Rede.

Von Fritz Kern.

(Fortsetzung.)

#### II.

Als das eigentliche Ziel seiner sozialen Reformen bezeichnet Stein selbst den Gedanken:

„Einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Nationalehre einzuslößen.“

Als Mittel zu diesem Zweck, den Deutschen, die noch keine Nation sind, den Weg zur Nation zu bahnen, empfindet auch Scharnhorst die liberal-demokratischen Einschlüsse seiner Heeresreform. Er schreibt darüber 1808:

„Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einslößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen, und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.“

Mit diesen Selbsturteilen der Reformen über das, was die Reform sein sollte und was sie nicht sein wollte, sind wir auf den richtigen Pfad gelangt. Diese nichtpreußischen deutschen Reformen Preußens kennen und fühlen die Krankheit, an der nicht das Preußentum, sondern das Deutschtum litt.

Es fehlte dem Deutschtum von 1792 gänzlich an einem gemeinschaftlichen Willen, ja auch nur an der Ueberzeugung, daß ein solcher nötig oder wünschenswert sei. Man kann drei Gruppen deutscher politischer Willenszentren unterscheiden. Die hundertfältig zerfetzte Kleinstaatenwelt war politisch saturiert, strebte jedenfalls über Kirchturmsbegehren nicht hinaus. Der zweite Komplex, die habsburgische Monarchie, Erbin der alten Zentralgewalt, hegte noch gewisse Erinnerungen an einstige Gesamtverantwortung für Deutschland, doch nur im Absterben und überwachen von national

gleichgiltigen dynastischen und europäisch-donaustaatlischen Belangen. Der dritte Komplex, die preussischen Länder, waren durch die drei großen Hohenzollern zu einem Staat verblüdet; und dieser Staat, ein bewundernswürdiger auf Selbstvergrößerung eingerichteter Apparat, stand seit Friedrich dem Großen in einem Zwischenzustand, von dem aus dreierlei möglich war: Rückfall in das verantwortungslose Kleinstaatvegetieren, Auswachsen zu einer mitteleuropäischen, national indifferenten Großmacht oder Hineinwachsen in Rechte und Pflichten einer neu zu bildenden deutschen Zentralgewalt. Uns scheint seit 1813 und 1866 die letztere Entwicklungslinie selbstverständlich; diese scheinbare Selbstverständlichkeit ist aber wieder nur ein unzulässiges Dogmatisieren des tatsächlichen Erfolges. Von 1786 bis 1806 ging Preußen mehr in der Richtung auf osteuropäisch-großmächtlichen Ehrgeiz oder auf Rückbildung in vegetierende Kleinstaatgenügsamkeit, beidemfalls aber in nationale Verantwortungslosigkeit. Das ist das preussische Uebel der Zeit, und dieses Uebel ist nur die preussische Erscheinungsform des allgemeinen deutschen Grundüfels, der Vielspältigkeit durcheinanderlaufender Willensziele.

Der Ausbruch der 23jährigen deutschfranzösischen Kriege 1792 enthielt wohl auch einen elsässischen Anlaß; indes ging er nicht darum, ob Elsaß zum deutschen Volk gehören solle, sondern lediglich um dynastische Gerechtigkeiten. Das französische Volk begeisterte sich bald für das Ideal der natürlichen Grenzen, als es die deutsche Abwehr so über alles Erwarten schwach fand, und die große Nation zahlte für dieses ihr Ideal durch die Konfiskation, das Volksheer. Das deutsche Volk war, wie an den Streitgründen, so auch an der aktiven Kriegsführung unbeteiligt, die fast ausschließlich in der Hand der Kabinette und Berufskrieger lag. Kaum eine Schlacht gibt es in dem ganzen Zeitalter, in der nicht Deutsche auf Deutsche einhieben, nach dem Modell der Schlacht von Bouvines. Wenn Kabinette, Feldherren und Bevölkerung das linke Rheinufer preisgaben, wofür sollte sich dann, solange Frankreich nichts weiter anzustreben schien als die natürlichen Grenzen, also bis 1803, eine Volksbewegung erheben?

Deutsche Siege, deutsche Niederlagen gab es nicht. Preussische Siege stürzten das verbündete Oesterreich in eifersüchtige Sorgen; österreichische Siege machten das verbündete Preußen nervös. Gemeinsame Niederlagen enthielten geheimen Herzenstrost: die Selbstmörderede im deutschen Wesen. Preußen fand Oesterreich, Oesterreich fand Preußen perfide; beide schielten von der nur lau verteidigten Westfront weg nach der Aufteilung Polens, um bei diesem wichtigen Geschäft untereinander mit Rußland Schritt zu halten. Nach einem Jahrzehnt Krieg hatte Frankreich das Geheimnis der deutschen Politik erfaßt, das *divide et impera* hieß. Oesterreich war von dem letzten Verantwortungsrest für die deutsche Sache abzusprenken, wenn man ihm Vergrößerungen in Bayern, Italien, auf dem Balkan vorhielt. In Preußen war die schwache deutsche Gewissensstimme zum Schweigen zu bringen, wenn man ihm großmächtige Ehren und Vorteile in Aussicht stellte und gleichzeitig die rivalisierenden Oesterreicher um ihre süddeutschen Vergrößerungen betrog. Bayern war in den Rheinbund zu fördern, wenn man ihm Oesterreich vom Leibe hielt und seinen eigenen bayerischen Landhunger stillte und reizte, ihm die Königskrone gab, und so alle die buntscheckigen Herren und Herrchen, wenn man sie aus der rechtsrheinischen Entschädigungsmasse ausstattete und die Fexen gegen einander auspielte.

Der Raftatter Kongreß, auf dem alle diese dutzende und hunderte deutscher Staatsziele und -zielchen durcheinanderwimmelten, gab den Franzosen den Schlüssel zur deutschen Festung in die Hand. Die deutsche Gesamtsache war jedem dieser Staatsgebilde für ein bis 30 Silberlinge feil. Nichts konnte in dieses Chaos Ordnung bringen, als die gemeinsame Strafe.

Das Neben- und Gegeneinander der österreichischen, preußischen, anhalt-köthenschen, isenburg-birsteinischen usw. Staatsziele verhinderte vollständig das Entstehen eines deutschen Gesamtwillens. Was die Franzosen in der Zeit der Jungfrau von Orléans, im hundertjährigen Krieg um ihr Land, was die Briten im allmählichen Ausbau ihres Piratenstaates gelernt hatten: daß jeder lebendige Organismus die Funktion seiner Zellen bis zu einem hohen Grade mechanisieren muß, um im Zentrum des Bewußtseins einen einheitlichen Willen zu bilden, das hatte um 1800 Deutschland noch nicht gelernt; es war weder organisatorisch noch geistig ein Lebewesen, bestenfalls eine Kolonie von Einzelzellen. Der Reichtum der Sonderbildungen, der Kulturzentren und Originale wurde mit einer grotesken Hilflosigkeit in der großen Krisis bezahlt.

Seit der preußischen Neutralität von 1795 ließen sich die Deutschen in jedem Feldzug einzeln schlagen, seit dem Rheinbund 1806 halfen sie eifrig mit, Deutsche durch Deutsche zu besiegen. Bis 1795 wird der gemeinsame Krieg schlaff, mit Seitenblicken und Mißtrauen geführt. Seit 1805 zögern immer Oesterreich oder Preußen abwechselnd risikofroh, bis die andere deutsche Großmacht allein über Napoleon einen Anfängersfolg errungen habe, um sich dann am Sieg zu beteiligen. Auf diese Weise erringt nur immer Napoleon fast risikolos die Teilsiege, die sich ihm zur Weltherrschaft runden.

Bei den Gebildeten Deutschlands, bei den Denkern und Dichtern, denen alles Irdische sich zum Idealen wandelte, hatte sich die nationale Willenslosigkeit in weltbürgerliche Weitsicht, in humane Vorurteilslosigkeit verflärt. Das Nationale war dem gebildeten Dichter um 1805 eine geistige oder gefühlsmäßige, aber keine Willensangelegenheit. — „Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden; wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf“, so las man 1796 treffend in Goethes und Schillers Xenien. Auch die Gelehrten mußten, wie der Bürger und Bauer, dem der Hof rauchte, und das Hemd vom Leib gezogen wurde, erst durch die bittere Not lernen, daß die Lage Deutschlands auf dem Globus nichts mit der Insel der Phäaken gemein hatte. Ob nun aber der Mangel an Gesamtwillen als partikuläre Parteisucht oder als edler Kosmopolitismus erschien, ob dieses Fehlen eines Willenszentrums mehr die Züge philisterhafter Enge oder unpraktischer Verstiegenheit annahm, jedenfalls ergab sich eine falsche Psychologie auch in den einzelnen Maßnahmen der deutschen Staatsgebilde, ihrer Kriegsführung wie Diplomatie, ihrer Finanzpolitik wie ihrer Verwaltung. Es giebt nichts in diesem weltfremden Sinne Deutscheres als die klassische Anweisung, welche im Jahr 1803 die hannoversche Regierung ihren Truppen gab, als eine schwache feindliche Kolonne die Neutralität Hannovers zu verletzen sich anschickte: „Der Oberkommandierende möchte den Truppen nicht gestatten zu feuern und nur im dringendsten Notfall das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen.“

Noch ein letztes Beispiel. Der Geldtenor der damaligen deutschen Literaten, Johannes v. Müller, der „deutsche Tacitus“, wie er sich gerne nennen hörte, bekämpfte bis 1805 mit stärksten Worten Napoleon, den „kleinen Menschen“, der „nur durch die Niedergeworfenheit der Andern“ groß sei. Er will bis zur Wolga weichen, um in Freiheit vor dem Despoten zu leben; er begehrt nichts als eine Handdruckerei, um „täglich Demosthenisches“ gegen den Welteroberer „hinanzugehen zu lassen“. Ein Jahr später, und nach einer Unterredung, die der französische Kaiser dem berühmten Gelehrten bewilligt, in der er, man denke, sich sogar im Flüsterston zu Müller herabgeneigt hat, erklärt sich dieser seelisch für erobert. Er bittet für Deutschland jetzt nur noch um einen geistigen Almosenfreiplatz, gleich dem besiegten Athen im Römerreich, verkündet der Welt die alles überblendende Größe des zur Weltherrschaft berufenen Cäsars, und stirbt als Kultusminister von König Jerome Bonaparte.

Auf diesem zeitgenössischen Untergrund begreifen wir nun die Katastrophe von 1806.

Nicht Mangel an Reformen heißt das deutsche Grundübel der Tage. Es gibt kaum eine reformfreundigere, ja z. T. sogar reformwütigere Zeit in Deutschland als die, welche den Zusammenbrüchen voranging. Man braucht außer Friedrich dem Großen und Maria Theresia ja nur die Namen Josef II., Karl Friedrich v. Baden, Kurfürst Emmerich und Dalberg in Mainz, die Schönborns und Erthal in Würzburg, Karl August von Weimar, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Montgelas in Bayern nennen.

Beseitigung überlebter Standesvorrechte, Aufhebung wirtschaftlicher und rechtlicher Schlagbäume, Vereinfachung und Verbesserung der Verwaltung, solche Reformen erlebte auch das gesamte heilige Römische Reich gedrängt in seinen Zusammenbrüchen von Rastatt und Lunzville; die deutschen Einzelstaaten des Rheinbundes erlebten derartige Fortschritte meist sogar in kräftigerem Zugriff als Preußen. Aber es zeigte sich, daß die eigentliche Fruchtbarkeit zeitgemäßer Reformen ausblieb, wo sie nicht aus nationalem Willen geboren waren. Die Bedeutung der Einrichtungen und ihrer Reformen hängt nicht allein ab von der persönlichen Zersahrenheit oder Entschlossenheit derer, welche die Verwaltungs- und Sozialreformen durchführen, sondern in ebenso hohem Grade von den letzten Zielen, denen ihre Entschlossenheit nachstrebt. Jene wohlgefällig streberische Bürokratie der Friedrich Wilhelme, die bis 1806 den Ton angibt, die schönen Geister, denen Stein wegen ihrer un männlichen, zum politischen Abbau wartenden Politik so zornig grollt, sind liberalen Reformen eifrig zugetan. Der Kabinettsrat Beyme, Steins Widerpart in den Fragen mutiger oder mutloser Staatsführung, ist sein Schrittmacher in der Sozialreform.\*) Jene Altpreußen wie York, Steins Widersacher in der Reform, sind umgekehrt seine Verbündeten in der Staatspolitik. Wie löst sich das Rätsel?

\*) Beyme, der natürlich bei dem aufgeklärt-absolutistischen Teil der liberalen Reformen stehen bleibt, hat durchaus Recht, sich darüber zu beklagen, daß die Außenwelt das Verdienst an der Sozialreform zu ausschließlich Stein zuschiebe, der z. B. bei dem berühmten Edikt vom 9. Oktober 1807 nur die Unterschrift gegeben habe. Aus dem Nachlaß Barnhagens von Ense, 2. Band, Leipzig 1867, S. 248 f.

III.

Ich habe vorhin das friderizianische Preußen als einen Zwischenzustand zwischen Kleinstaat, indifferenter Großmacht und deutschem Nationalstaat gekennzeichnet. Um ihr Land in diesen Zwischenzustand zu erheben, hatten die drei großen Hohenzollern eine außerordentlich straffe Einspannung der Bevölkerung in den Staatswillen durchsetzen müssen. Und zwar gab der friderizianische Staat jedem Stand seine bestimmt zugemessene Funktion in und für den Staat, dem Grundbesitzenden und zum Offiziersdienst herangezogenen Adel eine streng geschiedene Funktion, dem nur durch Steuerzahlen aktiven, sonst politisch und militärisch passiven Bürger eine andere, dem in Eigentumsrecht und Bewegungsfreiheit beschränkten Bauern eine dritte. Uebergrieffe eines Standes in die Sphäre der andern waren verhindert; diese kastenmäßige Gliederung des bürgerlichen Lebens gab dem Monarchen mit den Diensten, auf die er sicher, ja automatisch zählen konnte, zugleich die alleinige volle Bewegungs- und Verfügungsfreiheit über die Kräfte, Mittel und Ziele des Ganzen. Aus der Not und dem Stolz des siebenjährigen Krieges hatte sich ein rückhaltloses Staatsgefühl auch in die dienenden Teile der Bevölkerung verbreitet. Dies ganze Preußen des achtzehnten Jahrhunderts aber war auf den Kampf mit Oesterreich zugeschnitten, es war ein scharfes, sicheres Instrument zum Wachstum über andere deutsche Territorien, ähnlich wie sich im Mittelalter in Frankreich oder bei den Anglonormannen die Königsdomäne über die Seigneurien ausgebreitet hat, und der preußisch-österreichische Qualismus des 18. Jahrhunderts ist ein verspätetes Abbild des Wettstreits der Kapetinger und Plantagenets, wer von beiden im Frankreich des 13. Jahrhunderts stärker wachsen und wer zuletzt der König im Reiche sein sollte. Was sollte da in einem solchen Zustand z. B. der Gedanke eines Volksheeres? Man konnte keine levées en masse entfesseln, um Schlesien kriegerisch statt thesesianisch zu machen; man konnte keinen Volkskrieg führen, um die Ziele des Fürstenbunds zu schützen. Zu diesen Zwecken genügte das Berufsheer und mußte genügen. Ja, dies preußische Berufsheer im Kabinettskrieg des 18. Jahrhunderts hat 1756 ja die drei feindlichen Großmächte zugleich auf die Hörner genommen, ohne daß der Bürger und der Hofbauer in Preußen den Soldatenrock anziehen brauchten. Welche Enttäuschung darum für die Veteranen von Roßbach, als bei Jena ein französisches Heer, das freilich durch keinen Soubise geführt war, die ganze Monarchie über den Haufen warf! Das leidenschaftliche Nationalgefühl der Franzosen war mit der Inflation des Berufskriegs zum Volkskrieg vorangegangen. Was sollte nun geschehen? Konnte Preußen, das friderizianische Preußen, jetzt zu der Volksbewaffnung übergehen, die auch einem Stein und Scharnhorst vor der Katastrophe unerwünscht, fast undiskutierbar erschienen war? Konnte Preußen als Preußen, für seinen Bestand, das ganze Volk zu tätigem Kampf aufrufen, Krieg, nicht mehr Ruhe als die erste Bürgerpflicht proklamieren?

Es konnte dies nicht, wenn es in jenem Zwischenzustand zum Zweck der Vergrößerung innerhalb Deutschlands beharren wollte, es konnte es ebenso wenig mit Erfolg als indifferenter Großstaat; es konnte es nur, wenn es sich als Durchgangszone zum Nationalstaat aufsaßte, und deshalb hängt im Geiste der Reformen die deutsche Mission Preußens mit der Frage der Volksbewaffnung so untrennbar zusammen.

Das Volkshcer forderte den deutschen Nationalstaat, und nur diejenigen, welche in der Not der Zeit prophetisch den Nationalstaat aufsteigen sahen, durften das Volkshcer fordern und schaffen.

„La patrie, c'est ce qu'on aime,“ sagt Justel de Coulanges. Deutschland enthielt 300 Vaterländer; mit ganzer Seele kann man aber nur eines lieben; die seelischen Kräfte mußten erst gefühlsmäßig zur Einheit streben, bevor die physischen Kräfte ernsthaft angespannt werden konnten.

Ein Friedrich der Große hätte natürlich aus der Administration von 1795 und 1805 noch ganz andere Kräfte herausgeholt, als die Bischofswerder und die Haugwitz, und es war ebenso ungerecht, nach 1806 die von Friedrich ererbte Staatsmaschine zu schmähen, wie es vor 1806 töricht gewesen war, sich auf ihre Unübertrefflichkeit zu verlassen. Aber die Wirkung, welche die neue Zeit erforderte, konnte Preußen als solches nicht leisten, auch kein liberal reformiertes Preußen. Bleiben wie es war, konnte Preußen nicht. Sank es zum bloßen Kurfürstenstaat zurück, so verlor Deutschland seinen letzten Kristallisationspunkt; wuchs es, wie in den Jahren 1793 und 1795, statt nach Deutschland hinein, über Warschau hinaus, so geriet es in Gefahr, eine Dublette des Habsburgerreiches zu werden. Wuchs es aber in der Art nach Deutschland hinein, daß es den liberalen Zeitströmungen folgte, dem Ideal des Vernunftstaates, dem vor allem wichtig ist der Schutz des Individuums gegen die Staatsmacht, dem die innere Politik folglich alles bedeutet und die „Bestimmung der Grenzen der Staatswirksamkeit“ gegenüber dem Individuum, dann . . . verlor Preußen sich selbst, seine Tradition, und zugleich die Möglichkeit, seine Macht zu steigern, indem es sie ganz in den Dienst der Nation stellte. Denn die Zeiten waren nicht danach angetan, das ruhige Wachstum eines möglichst milden, möglichst philosophischen Vernunftstaates zu begünstigen.

Wenn Kabinettsrat Beyme, der allerseits liebenswürdige, reüffirende, auch auf sein eigenes Wohl eingestimmte Philanthrop, die ständische mit Kastengliederung lockern, privilegierte Stände einebnen, wirtschaftliche und soziale Schranken beseitigen, dem Polizeistaat mehr Spielraum für individuelle Regsamkeit abgewinnen will, so meint er damit etwas anderes als der harte Seelenkenner Stein. Benthams Staatsweisheit regierte die Vornotzeit: „die größtmögliche Glückseligkeit einer größtmöglichen Anzahl“ war das Ideal, dem die Staatsmaximen nachstrebten, und zu dieser Glückseligkeit gehörte ein Minimum von Pflichten des Einzelnen gegen den Staat. „Nicht durch Mängel in der Behördenverfassung,“ sagt Fritsch Hartung, „ist Preußen nach Jena und Auerstädt geführt worden, sondern durch das Nachlassen der alten Energie, durch die Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große die Macht des Staates aufs äußerste gesteigert hatten, durch die allzugroße Nachgiebigkeit gegen den humanen Zeitgeist, durch die Furcht, Opfer zu verlangen.“ Nachlassender Steuerdruck, aber auch entsprechend nachlassende staatliche Machtmittel, Hegung des Individuums und Mehrung seiner Bewegungsfreiheit, aber Abkehr des selbsttätigen Individuums von dem Staat, der immer weniger verlangt: Auf diese Weise ließen sich die Großmachtambitionen Preußens nur so lange aufrecht erhalten, als die Probe auf den Ernstfall ausblieb. „Unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden“, sagt Stein um 1800. Es lebte sich im damaligen

reformierenden Preußen weit bequemer als zur friderizianischen Zeit, doch werden ihm böse Nachbarn keine Ruhe dazu gönnen, und so wird sich Preußen entweder verflüchtigen, oder zu der Staatsenergie Friedrichs des Großen zurückkehren.

Das Letztere will Stein. Aber die friderizianischen Ziele sind nicht mehr und die friderizianischen Methoden reichen für die neuen Ziele nicht mehr aus. Also friderizianische Energie auf neue Ziele mit neuen Mitteln gerichtet! Beyme ist liberal und er will damit den Untertan beglücken. Nicht so Stein: Auch er ist liberal. Aber er will damit jene Gefühle im Individuum wecken, welche die Paradoxie möglich machen, daß der Mensch aus Liebe zum Leben seines Volkes sich selber töten läßt. Nur Liebe zu Deutschland, nicht Reglementierung auf irgend ein altpreußisches Ziel kann diese Paradoxie in den Massen zur Reife bringen. Nicht also um die Opfer des Einzelnen zu erleichtern, sondern um sie zu vervielfachen, sind Stein und die Seinen liberal. Dies Streben schließt das andere, die Aufrichtung einer wirklich führenden und fordernden Autorität nicht aus, sondern verlangt sie zur Ergänzung. Und diese liberalen Reformen sind zugleich selbst die energischen Führernaturen, und somit ist alles gut, und der straffe Staatsgeist Friedrichs des Großen kehrt auf einer höheren Kehre der Spirale wieder unter Hereinnahme der zeitgemäßen Reformen, unter Abstoßung aber der egoistischen Halbheit und der kosmopolitischen Weichheit, unter Weckung großer und freier Empfindungen. Zeitgemäß und notwendig sind die Reformen, denn jeder politische Antrieb, der sich längere Zeit einseitig auswirkt, sei es ein absolutistisch-zentralistischer oder ein demokratisch-liberaler Antrieb, verlangt Ergänzung durch Gegengewichte. Der friderizianische Staat mußte durch Erweiterung der individuellen Freiheitsphäre in rechtlicher, wirtschaftlicher und politischer Beziehung ausbalanciert werden, das wohlmeinend schwache Beglückungsregime der Friedrich Wilhelme erforderte die Neuaufstellung einer aktiven Autorität. Beides vereinigte sich in der Reform, und da die Lösung der Krisis so rasch kam, wirkte zum tatsächlichen Wiederaufbau die Autoritäts- und Machtbildung stärker als die liberale Seite der Staats- und Heeres-Reform. Das starke preußische Gerüst, die friderizianische Erbschaft, gab den Ausschlag, und die auswärtige Politik errang den Primat über die innere.

Des Rätsels Lösung, wie man dem Individuum eine freiere Stellung geben und doch zugleich die Macht des Staates steigern könne, liegt in dem nationalen Gedanken, in dem neuerwachten Glauben an die Kraft des Deutschen, sein Vaterland zu lieben, wenn die Regierungen ihm endlich einmal diese Liebe erlauben, dies Vaterland zeigen. Ein künstliches Staatsgebilde, wie das alte Preußen, erträgt keine zu große Selbsttätigkeit seiner Glieder; der natürliche Nationalstaat dagegen ist um so stärker, je freier die Gefühle sind, die ihm gezollt werden. Stein und sein Kreis zeigen das seltene, beglückende Zusammentreffen idealistischen Glaubens mit realer Kenntnis des Menschen und der Geschichte. Freiere Regung und Selbstverantwortung der Individuen, Stände, Klassen, Gemeinden, Landschaften und Verbände, aber als Lösung der energischen Naturen, die selbst ganz in der Wiederherstellung der Staatskraft aufgehen, und diese Staatskraft nicht mehr Selbstzweck, sondern im Dienst an der Nation: so überschreitet Preußen seine Durchgangszone.

Die Hauptsache blieb ja wohl immer, daß die kräftigen Männer zur Leitung gelangten, die zuzupacken verstanden. Die Schwere ihrer Aufgabe kann man kaum überschätzen. Wie langsam und gegen wieviele Hemmungen ist die nationale Tatkraft, dies neue Gebot der Stunde, in den Deutschen erwacht! Als die Franzosen nach der Schlacht von Leipzig zum Rhein abmarschieren, vertrauen sie einen Artilleriepark württembergischen Truppen an, nicht aus besonderem Glauben an unsere Hingebung, wie der schwäbische Gewährsmann berichtet, aber aus Vertrauen auf die deutsche Ordnungsliebe. An dem Kreuzweg angelangt, wo ihnen ihr König den Uebertritt zu den Desterreichern befiehlt, nehmen die Schwaben herzlichen Abschied von den bisherigen Waffengefährten, überliefern ihnen die wohlbehüteten Geschütze, die nun in einigen Wochen ihre Mündungen gegen die Württemberger kehren werden, und sind einigermaßen empfindlich erstaunt, als die Desterreicher das Kreuz der Ehrenlegion scheinbar ansehen, das so manche treue Schwabenbrust verziert. Das ist deutsch. War es doch noch nicht lange her, daß die Norddeutschen sich freuten, hinter der Demarkationslinie des faulen Basler Friedens ihre Weimarer Musealmanache zu schreiben und zu lesen, während Süddeutschland vom Kriege rauchte! Aber Preußens Rolle 1813 hat es doch allein vermocht, daß bald darauf auch ein Schwabe jenes Sehnsuchtslied der deutschen Einheit sang:

„Adler Friederichs des Großen!  
Gleich der Sonne decke du  
Die Verlass'nen, Heimatlosen  
Mit der goldnen Schwinge zu!“

(Schluß folgt.)

## Elsaß-lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

### 2. Die elsässische Frage in sozialer Beleuchtung.

Eine Beleuchtung des elsässischen Gedankens, soweit er vom einheimischen Sozialismus aufgegriffen und vertreten wurde, ist wegen der internationalen Bindung des Sozialismus und wegen seiner grundsätzlichen, doch nicht immer tatsächlichen Ablehnung des Nationalismus noch schwieriger als ein entsprechendes Vorgehen dem ebenfalls internationalen Zentrum gegenüber. Die Sozialisten Elsaß-Lothringens haben — das darf zunächst einmal betont werden — viel weniger als die Merikale sich mit heimatischen „regionalistischen“ Programmforderungen aufgespielt.

Indessen gab es, seit Kriegsende, zwei Strömungen innerhalb der sozialistischen Partei, von denen die eine zielbestimmt auf eine national-französische Lösung der elsässischen Frage hintrieb. Führer dieser Richtung war, abgesehen von einigen seit Jahren französisch festgelegten Salonsozialisten (Georges Weill), der jetzige Bürgermeister von Straßburg, P e i r o t e s. Die andere internationale und keineswegs einseitig frankophile Richtung hatte, nach Abwanderung der deutschen Parteihäupter Emmel, Böhle u. a. den Altelsässer Ch. S u l b e r zum Oberhaupt.